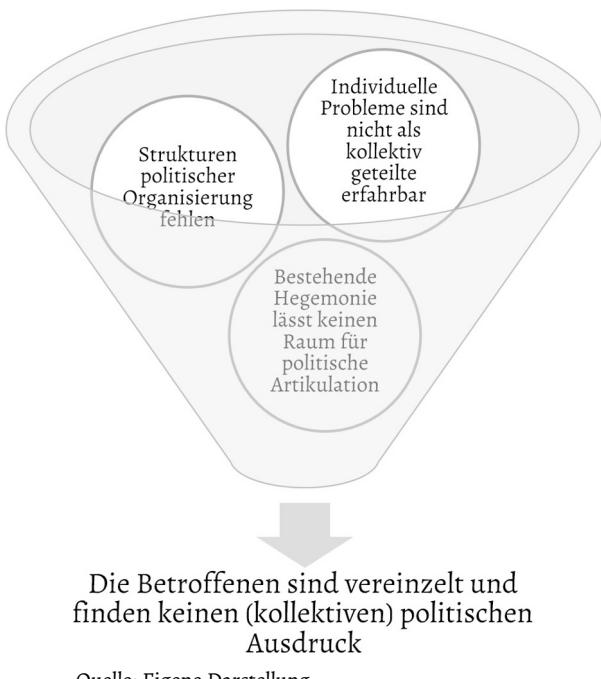


Grafik 11: Fehlendes Bewusstsein, desorganisierte Subjekte



Quelle: Eigene Darstellung

3.5 Überfordernde Situationen, hilflose und resiliente Subjekte. Ohnmachtserfahrungen und ihre Folgen in psychologischen und pädagogischen Ansätzen

Wie aber übersetzen sich gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse konkret in individuelle Ohnmachtserfahrungen? Wie schreiben sie sich vermittelt über alltäglich erlebten Situationen in die Subjekte ein? Diese Fragen lassen sich unter Rückgriff auf die bisher skizzierten Perspektiven nur begrenzt beantworten. Ansatzpunkte, um diese Lücke zu schließen, bieten pädagogische und psychologische Debatten um Handlungsfähigkeit und Ohnmacht. Ohnmacht, so lässt sich anknüpfend an diese Debatten feststellen, entsteht infolge der wiederholten Erfahrung, dass Situationen – etwa aufgrund fehlender eigener Handlungsressourcen – als überwältigend und nicht durch eigene Handlungen beeinflussbar erlebt werden. Entsprechende Erfahrungen schreiben sich in die Betroffenen ein und wirken auf Dauer, dass diese in darauffolgenden Situationen bereits von der eigenen Ohnmacht ausgehen – und ihr Handlungsrepertoire entsprechend

ausrichten.⁷ Politische Teilhabe, so ließe sich daran anschließend vermuten, wird umso unwahrscheinlicher, je häufiger Menschen die Erfahrung machen ohnehin nicht gehört zu werden oder nichts verändern zu können. Entsprechende Erfahrungen hängen wiederum – nicht nur, aber insbesondere – eng mit der sozialen Position innerhalb der Gesellschaft zusammen.

Die in den vorherigen Kapiteln rekonstruierten Ansätze nehmen in erster Linie die strukturbestimmte gesellschaftliche Bedingtheit von Ohnmachtserfahrungen oder kollektiv geteilte Lebens- und Erfahrungssituationen in den Blick. In psychologischen und pädagogischen Ansätzen stehen demgegenüber individuelle Ressourcen, Bewältigungsstrategien (*Coping*), Selbstwirksamkeitserfahrungen, Stressfaktoren, Resilienz und Möglichkeiten und Grenzen kontrollierter Handlungsfähigkeit im Mittelpunkt der Analyse von Ohnmacht. Die im Folgenden vorgestellten Ansätze tendieren dadurch zwar einerseits dazu, die gesellschaftlichen Ursachen von Ohnmacht aus dem Blick zu verlieren. Andererseits entwickeln sie jedoch ein präziseres Verständnis, wie Ohnmachtserfahrungen in konkreten Situationen entstehen und sich in die Subjekte einschreiben. Statt der Macht von Strukturen und Institutionen stehen unmittelbare persönliche Machtbeziehungen im Mittelpunkt.⁸ Damit wird die Bedeutung konkreter situativer Erfahrungen betont (Seeman et al. 1988: 197).

Ausgangspunkt ist die These, »dass eine handelnde Person vor der eigentlichen Realisierung ihres Verhaltens Einschätzungen der eigenen Fähigkeiten vornimmt und Erwartungen im Sinne ›subjektiver Prognosen‹ bildet« (Krapp und Ryan 2002: 56). Kognitive, motivationale, emotionale und aktionale Prozesse werden durch subjektive Überzeugungen wie Handlungs-Ergebnis-Erwartungen, Konsequenz- und Selbstwirksamkeitserwartungen oder Kompetenzüberzeugungen gesteuert (Schwarzer und Jerusalem 2002: 35). Ein zentraler Faktor situativer Handlungsfähigkeit sind

»subjektiv eingeschätzte Situationskontrolle (Kontrollierbarkeit der Situation) und die Erfolgswahrsicherheit (subjektiv eingeschätzte Erfolgswahrscheinlichkeit). Wir gehen davon aus, dass die Handlungsbereitschaft einer Person umso ausgeprägter ist, je kontrollierbarer ihr eine Situation erscheint. Und umgekehrt, je unkontrollierbarer die Situation der Person erscheint, desto stärker ist sie in ihren Handlungsbemühungen irritiert, da sie das Ereignis durch eigene Handlungen nicht beeinflussen kann.« (Biebrich und Kuhl 2004: 59-60)

⁷ Frühkindliche Erfahrungen haben dabei einen weitaus stärkeren Einfluss als spätere Erfahrungen.

⁸ Ursache ist auch eine individualistische und reduktionistische Forschungsmethodik innerhalb der Disziplinen, die nicht in der Lage ist, gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse adäquat einzubeziehen (Burton und Kagan 1996).

Das Selbstwirksamkeitsgefühl beeinflusst unter anderem, ob Handlungen überhaupt initiiert werden, welche Handlungsalternativen denkbar erscheinen, wie ausdauernd Handlungen verfolgt werden oder ob sie auch bei Widerständen aufrechterhalten werden (Barysch 2015: 202; 206; Seligman 1972: 409): »Während hohe Handlungsfolge- und Selbstwirksamkeitserwartungen in intrinsischer Motivation und Selbstregulation resultieren, ist universelle Hilflosigkeit als Resultat von geringen Handlungsfolge- und Selbstwirksamkeitserwartungen zu interpretieren« (Barysch 2015: 204). Zwischen Selbstwirksamkeitserwartung und erfolgreicher Situationsbewältigung wird ein sich selbst verstärkender Zusammenhang angenommen: Durch eine hohe Selbstwirksamkeitserwartung »vergrößert sich [...] [die] Chance auf Erfolg, was wiederum [...] [die] Selbstwirksamkeitserwartung positiv beeinflusst« (ebd.: 206). Eine niedrige Selbstwirksamkeitserwartung löst hingegen »Angst- und Vermeidungsreaktionen aus, die wiederum dazu führen, dass neue Versuche scheitern und eine geringere Selbstwirksamkeitserwartung begünstigt wird, was letztendlich in einem Teufelskreis resultiert« (ebd.). Handlungsfähigkeit und Selbstwirksamkeitserwartungen werden somit durch vorangegangene Erfahrungen strukturiert (Geiger 2016: 51). Akteur*innen »haben in vergangenen Interaktionen Handlungsschemata entwickelt, die sie wieder abrufen, auswählen und gezielt einsetzen können« (ebd.: 52).

Daran anschließend argumentiert die psychologische und pädagogische Ohnmachtsforschung, dass vorangegangene Erfahrungen von Kontrollverlust – etwa aufgrund fehlender Ressourcen – in darauffolgenden Situation die Handlungsfähigkeit einschränken können. Ohnmacht kann dabei »ein ganz akutes Gefühl sein, etwa in einer demütigenden und/oder traumatischen Situation. Sie kann aber auch ein anhaltendes Gefühl sein oder zu einer Haltung werden und über Jahre bestehen« (Garrels 2016: 24). Infolge negativer Erfahrungen, überwältigender Stressoren und Kontrollverlust kommt es zunächst zu einem Gefühl der Hilflosigkeit – einer »inneren Kapitulation« (Biebrich und Kuhl 2004: 58) –, die bewirkt, dass Handlungsoptionen nicht mehr erkannt oder ausprobiert werden (Biebrich und Kuhl 2004: 60; Seligman 1972: 407). Wiederholen sich entsprechende Situationen, kann es zu einem permanenten Hilflosigkeitszustand – einer »erlernten Hilflosigkeit« (Seligman 1972) – kommen, der mit einer passiven, depressiven Grundhaltung der Welt gegenüber einhergeht (ebd.: 411). Dass das Ergebnis von Situationen von externen Kräften bestimmt wird, die sich dem eigenen praktischen Zugriff entziehen, wird zu einer erlernten generalisierten Erwartung (Geis und Ross 1998: 233). Da Scheitern erwartet wird, bleiben die Individuen passiv (Fischer 1973: 312).

Die Möglichkeit kontrollierten Handelns in einer bestimmten Situation hängt davon ab, welche individuellen Ressourcen mobilisiert werden können (z.B. situiertes Wissen) und welche Faktoren die individuelle Handlungsfähigkeit einschränken (Burton und Kagan 1996). Personale, soziale, materielle oder professionelle Ressourcen verbessern die Chance, auch herausfordernde Situationen erfolgreich zu

bewältigen (Balz 2018: 651). Von besonderer Bedeutung sind jedoch psychologische Ressourcen, auf die Individuen in der Stress- und Problembewältigung zurückgreifen können (Pearlin und Schooler 1978: 5). Je weniger Bewältigungsstrategien und -ressourcen zur Verfügung stehen, umso wahrscheinlicher wird emotionaler Stress (ebd.: 15).

Stressoren (z.B. soziale Diskriminierung und Isolation) und Krisensituationen fordern persönliche Bewältigungsmöglichkeiten heraus (Balz 2018: 646-647). Sie wirken im Zeitverlauf kumulativ und können darüber vorhandene Ressourcen erschöpfen, was problematische Strategien des *Coping* wahrscheinlicher macht (z.B. Alkoholmissbrauch) (Seeman et al. 1988: 187). Stressoren können

»zeitlich begrenzt oder chronisch (d. h. lang andauernd) auftreten. Da die personellen, sozialen und ökonomischen Ressourcen in Gefahr sind, sich bei chronischen Verläufen zu erschöpfen, kommt der zeitlichen Dauer der Stressoren bei der Wahl von Bewältigungsstrategien und der Prognose des Bewältigungserlebens eine entscheidende Bedeutung zu.« (Balz 2018: 647)

Hat das Individuum das Gefühl, dass Anforderungen seine Handlungsmöglichkeiten und Ressourcen übersteigen, gerät es in Stress (Balz 2018: 648). Unkontrollierbare Situationen entstehen, wenn

»der Betroffene nicht in der Lage ist, durch sein Verhalten ein unangenehmes oder bedrohliches Ereignis zu vermeiden bzw. ein erwünschtes Ereignis herbeizuführen oder aufrechtzuerhalten. Eine solche Situation wird in der Regel als unangenehm empfunden und kann im Extremfall Panikzustände auslösen.« (Barysch 2015: 203; vgl. auch Blumenrode 2018: 303-304)

Entsprechende Ereignisse können bewirken, dass Betroffene passiv werden und das Gefühl haben, eine Reaktion sei nicht effektiv realisierbar (Seligman 1972: 407). Menschen reagieren jedoch

»individuell höchst unterschiedlich auf ausgeprägte Risiken und manifeste Krisen. Während einige vergleichsweise leicht problematische Lebensumstände überwinden, sind andere unter vergleichbaren Bedingungen anfällig für psychische Störungen und Krankheiten, soziale Auffälligkeiten oder sonstige individuell und sozial problematische Bewältigungsformen.« (Gabriel 2005: 207)

Zentral für die psychischen (Langzeit-)Effekte von fehlender Handlungsfähigkeit in Situationen ist deren individuelle Verarbeitung von Frustrationserfahrungen, etwa ob Schuldzuweisungen nach innen oder außen gerichtet werden (Barysch 2015: 203-204). Wird fehlende Situationskontrolle internalisiert (z.B. bei sexualisierter Gewalt), geht das häufig mit einer hohen Stressbelastung der Betroffenen einher (Tew 2006: 37):

»Abhängig von der Attribution eines negativen Ereignisses kann ein Rückschlag entweder in einer erhöhten Selbstwirksamkeitserwartung oder in erlernter Hilflosigkeit resultieren. Dabei entsteht erlernte Hilflosigkeit vor allem dann, wenn man das negative Ereignis stabilen, internalen und globalen Faktoren zuschreibt.« (Barysch 2015: 204)

»[U]ngünstige Ursachenerklärungen für Misserfolge« (Biebrich und Kuhl 2004: 58) führen dazu, dass sich »ein Gefühl der Hilflosigkeit [...] generalisiert und verfestigt« (ebd.). Psychische Folgen sind »Angst, Ärger und Aggression, Apathie und Depression, Hilflosigkeit und kognitive Beeinträchtigungen: Konzentrationsmangel, Beeinträchtigung der Informationsverarbeitung und der Gedächtnisleistung« (Balz 2018: 648). In der Folge kann es »zu einer Reduzierung des Selbstsicherheitsgefühls, der positiven Stimmung, des Energiegefühls, der Erfolgszuversicht u.a. kommen« (Biebrich und Kuhl 2004: 58). Eine »durch Frustrationen geschwächte Erfolgszuversicht [kann] den Zugang zu den im Gedächtnis gespeicherten möglichen Handlungsoptionen behindern und so die Handlungsbereitschaft beeinträchtigen« (ebd.: 60). Exemplarisch neigen »Depressive dazu [...], sich die Verantwortung für negative Ereignisse selbst zuzuschreiben, während sie positive Ereignisse eher auf äußere Umstände zurückführten. Darüber hinaus schrieben sie negative Ereignisse stabilen und globalen Ursachen zu« (Schwarzer und Jerusalem 2002: 31). In extremen Fällen

»geht [...] die Hilflosigkeit so weit, dass sie [die Betroffenen] auch nicht mehr imstande sind zu fühlen, dass sie ungerechtfertigt kritisiert werden, und jede Kritik oder jeden Vorwurf als berechtigt innerlich akzeptieren. Die gleiche Verteidigungsunfähigkeit bezieht sich häufig auch auf alle Arten von Beleidigungen und Demütigungen. Auch hier schwankt das Verhalten zwischen einer Unfähigkeit, auf die Beleidigung entsprechend zu antworten, und einem willigen Hinnehmen in der Überzeugung, der andere habe Recht und Grund, sie zu demütigen.« (Fromm 1937: 99)

Passivität im Angesicht von Ohnmacht erweist sich als zwar kurzfristig ressourcenschonende Strategie, die jedoch nicht nur situativ, sondern auch langfristig mit negativen Auswirkungen verbunden ist:

»Schwache allgemeine Kompetenzüberzeugungen beeinträchtigen demnach das Stresserleben, und für Fehlschläge wird folgerichtig eigene Unfähigkeit verantwortlich gemacht. Dies bestätigt und stabilisiert wiederum die defizitären Kompetenzüberzeugungen, die die subjektiven Erfolgsaussichten und das Stresserleben zusätzlich verschlechtern. Daraus kann schließlich ein Teufelskreis im Sinne einer sich selbst erfüllenden Prophezeiung entstehen, die eine zunehmende Schwächung von Selbstwirksamkeit, Motivation und Leistung mit sich bringt.« (Schwarzer und Jerusalem 2002: 39)

Es entsteht ein Zirkel aus Angst und Ohnmacht:

»Das Ohnmachtsgefühl schafft Angst, die Angst aber verstärkt ihrerseits wieder das Ohnmachtsgefühl. Dieser Zirkel ist dafür verantwortlich, dass in so vielen Fällen ein einmal vorhandenes Ohnmachtsgefühl, statt allmählich zu verschwinden, immer stärker wird und die Menschen gleichsam mit jedem Schritt tiefer in den Sumpf geraten.« (Fromm 1937: 107)

Ist die Gefühlsregulation hingegen intakt, ist es möglich, »auch unter frustrierenden Bedingungen das Gefühl von Selbstsicherheit und Geborgenheit aufrechtzuerhalten« (Biebrich und Kuhl 2004: 60). Negative Ereignisse werden eher als »external (›not their fault‹), instabil (›temporary setback‹) und spezifisch (›problem only in this situation‹) [eingeordnet]« (Barysch 2015: 207). Angemessene Ursachenerklärungen ermöglichen es, die eigene Kontrollfähigkeit – im Sinne einer »Fähigkeit, die Realität zu prognostizieren und durch bestimmte Verhaltensprogramme gemäß eigenen Zielen zu manipulieren« (Biebrich und Kuhl 2004: 58) – aufrechtzu erhalten. Ein positives Selbstbild und eine entsprechende Erwartungshaltung

»wirken einer pessimistischen, resignativen Einschätzung anforderungsreicher Situationen entgegen; sie puffern gegen die durch Bedrohung oder Verlust ausgelösten negativen emotionalen Reaktionen ab und reduzieren die physiologische Erregung, die langfristig die körperliche und seelische Widerstandskraft der Person beeinträchtigt.« (Schwarzer und Jerusalem 2002: 29)

Adaptive, stressreduktive und präventive Verhaltensweisen werden dadurch unterstützt und eine positive Bewertung der eigenen Bewältigungsbemühungen wird befördert (Schwarzer und Jerusalem 2002: 29). Selbst traumatische Erlebnisse, so eine zentrale These, werden je nach individueller Resilienz⁹ im Umgang mit Stressoren unterschiedlich verarbeitet, wodurch sich auch ihr Effekt auf die Handlungsfähigkeit unterscheidet (Biebrich und Kuhl 2004: 59). Dabei ist »[k]ein Mensch [...] gänzlich traumatisiert, resilient oder gereift, sondern stets *mehr oder weniger* resilient und beeinträchtigt« (Schreiber und Iskenius 2013: 3). Eine Abwehr von Ohnmachtserfahrungen kann jedoch auch dort, wo Subjekte resilient erscheinen, mit hohen psychischen Folgekosten verbunden sein (z.B. starke Affektkontrolle, Bindungsangst) (Gabriel 2005: 210).

Handlungsfähigkeit und Stressresilienz sind sowohl durch individuelle Dispositionen als auch durch Umweltfaktoren beeinflusst. Ob Situationen als gestaltbar wahrgenommen werden hängt ab von »zahlreichen autobiografischen Erfahrungen, die im Selbst ein ausgedehntes Netzwerk von je nach Kontext mehr oder

9 Resilienz geht »auf das englische Wort ›resilience‹ gleich Strapazierfähigkeit, Elastizität, Spannkraft zurück und beschreibt [...] eine psychische Widerstandsfähigkeit [...] gegenüber biologischen, psychischen und psychosozialen Entwicklungsrisiken« (Balz 2018: 655).

weniger aussichtsreichen Handlungsoptionen bilden« (Biebrich und Kuhl 2004: 60). Kontextfaktoren individuellen Handelns, die sich restringierend oder ermöglichen auf Selbstwirksamkeit oder Handlungsfähigkeit auswirken (z.B. Macht- und Herrschaftsverhältnisse), werden in pädagogischen und psychologischen Ansätzen häufig weitgehend ausgeblendet (Zander 2013: 348). Es ist demgegenüber davon auszugehen, dass soziale Ungleichheit von zentraler Bedeutung für individuelle Handlungsfähigkeit ist:

»We find in this regard that social structural conditions not only discriminate in placing more strain on some groups of people than on others, but they seem as well to cause the very segments of society that are under the greatest strain to have less effective coping repertoires. The striking fact that groups most exposed to hardship are also least equipped to deal with it gives some urgency to understanding better the processes by which people are led toward or away from various coping responses and resources.« (Pearlin und Schooler 1978: 18)

Benachteiligte fehlen soziale und ökonomische Ressourcen, um ihre Ziele zu erreichen, wodurch Gefühle der Machtlosigkeit und des Kontrollverlusts entstehen können (Ross et al. 2001: 573). Forschung zu Armutsbetroffenen zeigt exemplarisch, dass diese teilweise ihre Lebenslage als konstanten Kontrollverlust erleben.¹⁰ Scheiterndes *Coping* ist damit nicht notwendig dem Individuum anzulasten, es kann auch auf strukturelle gesellschaftliche Probleme verweisen (Pearlin und Schooler 1978: 18). Ohnmacht lässt sich damit als mentale Brücke zwischen externen Bedingungen und emotionalen und praktischen Reaktionen begreifen: »Through continued experience with objective conditions of powerlessness and lack of control, individuals learn that their own actions cannot produce desired outcomes« (Geis und Ross 1998: 233). Das Gefühl, übermächtigt zu werden, ist dabei

»von Gefühlen der Scham begleitet. [...] Eine Übermächtigung macht einen klein, reduziert einen, liefert einen aus, ist stets auch dann eine Schändung und Schmach, wenn für den Außenstehenden scheinbar gar nichts Peinliches dabei ist. [...] Ohnmacht [lässt sich daher als] ein relationales Verhältnis [begreifen].« (Garrels 2016: 25)

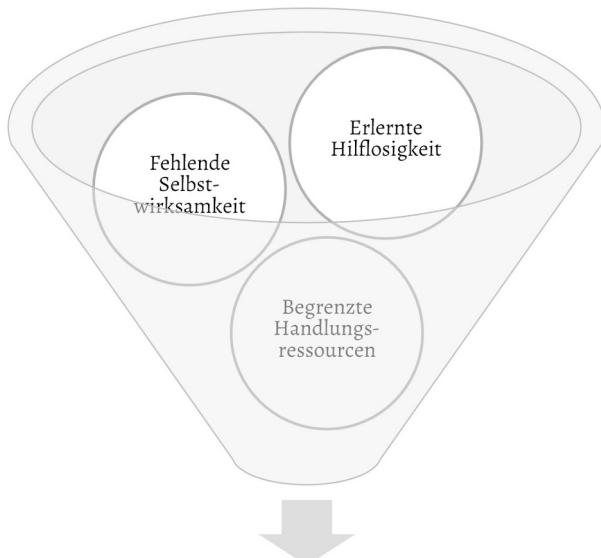
¹⁰ »[P]oor people reported [...] insecurity and unpredictability of life [...]. In Russia, a poor man said, ›every day I am afraid of the next.‹ A poor woman in a *favela* (slum) in Brazil said, ›there is no control over anything, at any hour a gun could go off, especially at night.‹ Poor people also stated that, unlike the rich, they did not have the luxury of long-term planning horizons. As a poor woman in Bulgaria put it, ›to be poor means to live from day to day, you have no money, no hope.‹« (Narayan 2000: 19).

Eine Studie von van der Toorn et al. (2015) verweist in diesem Zusammenhang auf interessante negative Effekte von Ungleichheit auf die individuelle Handlungsmotivation. Sie zeigt, dass Untergebene in Hierarchien, wenn sie sich machtlos fühlen, dazu tendieren, die Hierarchien zu rationalisieren und Ungleichheit zu legitimieren (ebd.: 96). Sie rechtfertigen eher die Strukturen, die sie benachteiligen, als zu versuchen, diese zu ändern (ebd.: 93). Diejenigen, die innerhalb der Gesellschaft am stärksten marginalisiert sind, zeigen sich in der Folge häufig wenig daran interessiert, diese zu verändern (ebd.: 95). Die Autor*innen erklären diesen Befund darüber, dass Betroffene versuchen, ihre subjektive Abhängigkeits- bzw. Ohnmachtserfahrung zu kaschieren, um eine stressige Dissonanz zwischen Unzufriedenheit und der Unmöglichkeit, bestehende Verhältnisse zu verändern, zu aufzulösen (ebd.). Die Individuen empfinden zwar eine tiefe Kluft zwischen ihren Wünschen und dem Erreichten, fühlen sich aber machtlos, irgendetwas zu tun, um diese zu reduzieren (Crawford und Naditch 1970: 214). Ohnmacht wird darüber ins Unbewusste verdrängt (Becker 2005: 2).

Die psychologischen und pädagogischen Arbeiten zu Ohnmachtserfahrungen und ihren Nachwirkungen werfen weitreichende Fragen in Bezug auf die Möglichkeit politischer Gleichheit in der Demokratie auf. Es erscheint zumindest unwahrscheinlich, dass sich Menschen als politisch Gleiche begegnen können, die sich im Alltag – strukturiert durch gesellschaftliche Macht- und Herrschaftsverhältnisse, aber auch individuelle und kontextuelle Faktoren – kontinuierlich als ungleich selbstwirksam und handlungsfähig erfahren. Entsprechende Erfahrungen schreiben sich – insbesondere, wenn sie sich konstant wiederholen – in die Subjekte ein und beschränken darüber Interaktionsweisen mit der Umwelt. Eine Selbstwahrnehmung als mächtig und ohnmächtig wirkt sich darauf aus, ob Forderungen politisch artikuliert werden oder nicht. Das Gefühl, zumindest einen gewissen Einfluss ausüben zu können, erweist sich als Voraussetzung politischen Engagements (Crawford und Naditch 1970: 215).

Ohnmachtserfahrungen hängen, so lässt sich im Anschluss an die Ansätze plausibel argumentieren, hängen auch von der sozialen Position innerhalb der Gesellschaft ab. Infolge sozialer Marginalisierung sind kumulative Stressoren ausgeprägter vorhanden, während oft geringere Ressourcen zur Verfügung stehen, um mit ihnen umzugehen. Situationen, die als überwältigend erlebt werden und in denen gefühlt keine Handlungsfähigkeit gegeben ist, nehmen dadurch zu. Gegenläufige Selbstwirksamkeitserfahrungen fehlen. Schuld- und Schamgefühle, die mit entsprechenden Erfahrungen verbunden sind, erschweren politische Organisierung. Ohnmachtserfahrungen in einer Situationen wirken in darauffolgenden Situationen fort. Die Betroffenen setzen in der Folge ihre eigene Ohnmacht präventiv voraus, was mit einer inneren Kapitulation oder einer passiven, depressiven Grundhaltung gegenüber den Verhältnissen einhergehen kann. Die Handlungsmotivation der Betroffenen sinkt. Um die eigene Ohnmacht

Grafik 12: Überfordernde Situationen, hilflose und resiliente Subjekte



Die Betroffenen erfahren konstanten Kontrollverlust und schränken ihr (politisches) Handlungsrepertoire ein

Quelle: Eigene Darstellung

zu kaschieren, kann es darüber hinaus dazu kommen, dass Betroffene die Verhältnisse, die sie unterwerfen explizit affirmieren und legitimieren. In der Tendenz gilt dadurch, dass Ungleichheit und Marginalisierung, umso unsichtbarer werden, umso umfassender sie den eigenen Alltag prägen.

3.6 Widersprüchliche Erfahrungen, eigensinnige Subjekte. Theorien subalterner Handlungsfähigkeit

In den bisher skizzierten Perspektiven wird politische Ohnmacht weitgehend als – zwar gesellschaftlich bedingtes, aber nur selten individuell explizit beeinflussbares – soziales Schicksal rekonstruiert. Arbeiten zum Eigensinn alltäglicher Praxis betonen demgegenüber, dass individuelle Erfahrungen in konkreten Situationen immer komplex und widersprüchlich bleiben. Auch soziale Positionen und Handlungsmöglichkeiten derjenigen, die gesellschaftlich ausgeschlossen, margi-